

BIRGIT SCHLIEPER

MiMe books

# MARITAS COUCH

Liebe und die  
zum Leben



Weltbild

Marita Wallner, »Lebensberaterin« wider Willen, hat für alle den passenden Tipp – auch für sich selbst?

Eigentlich wollte Marita nur schnell den Gummibaum in der neuen Wohnung deponieren. Warum da auf einmal eine völlig fremde Frau steht und ihr das Herz ausschüttet, ist ihr völlig schleierhaft. Schließlich hat sie, die mit Anfang fünfzig noch einmal ganz von vorne anfangen muss, genug eigene Probleme. Dass ihre Vormieterin »Lebensberaterin« war, fluchtartig das Land verlassen und Marita ihre Klienten vererbt hat, kann sie ja nicht ahnen. Macht aber auch nichts. Denn Marita erweist sich als Naturtalent, wenn es darum geht, das Leben anderer wieder geradezurücken. Nur beim eigenen hapert es. Da schlittert sie mit viel Herz und Humor von einer Krise in die nächste ...

Birgit Schlieper

# Maritas Couch und die Liebe zum Leben

Roman

## **Weltbild**

Birgit Schlieper, geboren 1968, arbeitet als Kulturredakteurin. Und auch wenn heute Ruhe in ihren Alltag eingekehrt ist, ändert das nichts an ihrem schonungslosen Blick auf die wirklich wichtigen Dinge im Leben.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199  
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2013 by Birgit Schlieper

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Michael Meller Literary Agency GmbH, München.

Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-351-1

Für alle meine Therapeuten

»Bin ich zu spät?«

Die Stimme der Frau hallt in dem leeren Raum. Ich drehe mich erschrocken um und frage mich erstens, wer sie ist. Zweitens, was sie in meiner Wohnung macht, und drittens: zu spät für was? Ehe ich mir auch nur den Ansatz einer Antwort für eine der drei Fragen ausdenken kann, fällt sie in meine Gedanken ein.

»Ich bin zu spät. Ich weiß. Es tut mir so leid. Erst war Stau, dann habe ich die Straße nicht gefunden, dann keinen Parkplatz. Ich stehe jetzt direkt vorm Haus, ein bisschen in der Einfahrt. Ist das wohl okay?«

Sie hechelt sich durch ihre Sätze und klingt nicht so, als würde sie jetzt ein »Nein« verkräften. Ihre Stimmbänder klappern wie hohe Absätze auf Asphalt. Irgendwie nervös. Auf der anderen Seite: Wenn ich sie jetzt ganz höflich bitte, woanders zu parken, am besten in einer anderen Stadt, dann verlässt sie wahrscheinlich meine neue Wohnung. Ich würde ganz leise die Wohnungstür hinter ihr schließen und dieser Verrückten sicherlich nicht wieder öffnen.

Jetzt fällt es mir ein. Ich hatte die Haus- und Wohnungstür offen gelassen, weil ich ja direkt wieder zum Auto wollte, um meinen Gummibaum zu holen. Zwischen mir und dem Baum steht jetzt diese Frau. Ich muss an Gummizelle denken. Sie ist definitiv verrückt. Oder verwirrt. Zumindest wirkt sie nicht gemeingefährlich. Ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass sie in ihrer Handtasche eine abgesägte Schrotflinte oder Ähnliches versteckt hat. Dafür ist sie zu klein. Die Tasche.

»Sie haben es ja herrlich übersichtlich hier«, sagt die Fremde nun und guckt sich neugierig um.

Herrlich übersichtlich.

So kann man es natürlich auch formulieren. Eigentlich ist diese Wohnung leer. Im Wohnzimmer stehen nur eine große Ledercouch, ein fetter Sessel und ein Wandregal. Das habe ich der Vormieterin abgekauft. Meine riesige Kuschellandschaft passte hier nicht rein. Und außerdem hat es sich ja ausgekuschelt.

»Es sieht so klar aus. So freundlich«, sagt die Besucherin jetzt.

Und dann setzt sie sich auf die Couch. Ganz vorsichtig. So wie Frauen sich setzen. Ganz vorne auf die Kante. Die Füße brav nebeneinander. Ein Mann würde sich breitmachen, sich hinten anlehnen. Wahrscheinlich noch die Arme auf der Rückenlehne ausbreiten. Männer versuchen immer sich zu verdoppeln, Frauen tun immer so, als seien sie eigentlich gar nicht da. Beides blöd.

Wieso setzt die sich? Ich sollte jetzt Widerspruch einlegen. Ich sollte sagen: Gehen Sie bitte.

Ich kann es nicht. Sie sieht so aus, als müsste sie sich mal kurz ausruhen. Wenn ich jetzt Butterkekse zur Hand hätte, würde ich ihr die anbieten.

»Das wäre mein Traum. Dass es bei mir auch einmal so aussieht. So aufgeräumt. Bei uns liegt immer was rum. Alle lassen ihren Kram fallen, wo sie wollen. Das macht mich so wütend. Ich kämpfe permanent dagegen an, dass das Chaos mich auffrisst.«

Ich glaube, sie hat verloren. Ich fürchte, das Chaos hat sie schon fest im Griff. Wahrscheinlich sind irgendwelche Synapsen falsch verknötet worden.

»Jetzt bin ich schon direkt beim Thema«, sagt die Frau plötzlich zu ihren Knien.

Was für ein Thema? Ich wusste bis gerade gar nicht, dass diese skurrile Situation überhaupt ein Thema hat. Würde mich schon interessieren, unter welchem Motto dieses Zusammentreffen steht. Ist das vielleicht eine neue Form des Kettenbriefs: Gehen Sie zu einer unbekannt Person, und erzählen Sie aus Ihrem Leben. Die unbekannt Person muss das dann auch machen. Wer die Kette unterbricht, erlebt im nächsten Jahr ein großes Unglück oder wahlweise schlechten Sex. Bei manchen Leuten kommt das aufs Gleiche raus. Wenn das hier wirklich ein Kettenspiel ist, habe ich nichts zu befürchten. Ich habe schon ein großes Unglück erlebt. Und ich will definitiv im kommenden Jahr keinen Sex. Wahrscheinlich nie mehr.

»Ich renne meinem Leben eigentlich nur noch hinterher. Mein Alltag passt nicht mehr in vierundzwanzig Stunden. Und deswegen bin ich so gereizt. Ich meckere nur noch rum, bin schlecht gelaunt, fange bei Kleinigkeiten an zu heulen. Grässlich. Und vor ein paar Wochen waren



es meine Kinder, die mir vorgeschlagen haben, mal professionelle Hilfe zu holen.«

Professionelle Hilfe? Ich glaube, sie spricht von einer Putzfrau.

Ganz langsam fange ich an zu begreifen. Wahrscheinlich wohnt diese Frau auch hier im Haus und erkundigt sich nun bei mir, ob ich eine Putzfrau habe, die ich ihr ausleihen könnte, damit die ihr hilft, gegen das tägliche Chaos anzukämpfen. Nein. Quatsch. Würde die Frau hier wohnen, hätte sie wahrscheinlich kein Problem gehabt, die Straße zu finden, oder? Oder? Wie verwirrt ist sie wohl?

Ich lasse mich ganz langsam im Sessel nieder. Ich habe den Eindruck, dass das hier nicht so schnell vorbei sein wird, und möchte mein Krampfaderrisiko nicht wegen einer Fremden unnötig vergrößern.

»Schreiben Sie sich eigentlich nichts auf?«, fragt die Frau plötzlich und klingt fast ein bisschen vorwurfsvoll.

»Aufschreiben?«

Sie guckt mich an wie ein verstoßenes Tamagotchi.

»Ich höre Ihnen einfach zu«, schiebe ich schnell nach.

Sie nickt, studiert ihre Schuhe.

»Ich bin nie wirklich da, wo ich gerade sein wollte.«

Jetzt ist sie allerdings gerade da, wo sie wirklich nicht sein sollte. In meiner neuen Wohnung. In meinem neuen Leben.

»Ich hetze zur Arbeit, bin aber in Gedanken beim Mittagessen, kaufe ein, vergesse die Hälfte, komme nach Hause, räume den Frühstückstisch ab, koche. Kümmere mich um den Haushalt, das Essen brennt an. Dann kommen die Kinder, mäkeln am Essen rum. Dann will ich eigentlich in den Garten, weil ich das so liebe. Aber dann ist immer irgendwas, dann kommt Peter und will auch was essen, und dann bin ich eigentlich schon so müde, weil ich um fünf Uhr aufgestanden bin, aber der Tag will noch nicht enden. Und die ganze Zeit habe ich das Gefühl, neben mir zu stehen. Ich gucke mir beim Funktionieren zu.«

Sie macht eine Pause.

So wie sie da sitzt, wird mir klar, dass über der Couch unbedingt ein Bild hängen muss. Irgendetwas Großes. Mein Blick rutscht runter, wo diese Frau gerade ganz klein in den Seilen hängt.

So sollte mein Neuanfang nicht aussehen. Eigentlich war ich nur

gekommen, um die Räume mal auszumessen, um mir ein Bild zu machen, wo ich was hinstellen möchte. Und um mir klar zu werden, von was ich mich trennen muss. Von dieser Frau zuerst. Dann von meiner riesigen Küche. Aber das ist okay. Ich werde den großen Tisch verkaufen und mir eine kleine Bar gönnen. Mit Hockern. Da werde ich morgens einen Milchkaffee trinken und die Zeitung lesen.

»Es hört einfach nie auf. Ich habe nie das Gefühl, fertig zu sein. Also fertig mit den Nerven, das schon. Aber nie fertig im Sinn von Feierabend. Es ist nie gut. Ich räume immer nur weg, aber nie auf. Und immer dieses schlechte Gewissen, weil ich alles so halbherzig und oberflächlich mache.«

Stört es die Frau wohl, wenn ich jetzt einfach rausgehe und meine Pflanze reinhole?

»Ich habe so eine Tafel in der Küche, wo ich immer draufschreibe, was ich noch alles machen muss. Und wo auch die Kinder und Peter aufschreiben, was ich noch alles machen muss. Und diese Tafel ist nie leer. Das macht mich wahnsinnig. Kaum habe ich ›Rasen mähen‹ weggewischt, hat Peter ›Anzug in Reinigung‹ draufgeschrieben. Ich wünsche mir so sehr, dass mal alles getan ist.«

»Und dann warten Sie in Ruhe auf den Tod?«

Ich will mich nicht mit ihr unterhalten. Ich will dieser Konversation nicht neues Leben einhauchen. Eigentlich will ich ja nur, dass sie sich leer redet und wieder geht, aber diese Frage kann ich mir jetzt doch nicht verkneifen. Sie sieht mich völlig entsetzt an. Ihre Augen sind kullerrund. Sie sieht ein bisschen aus wie ein erschrockenes Rosettenmeerschweinchen. Auch wegen der Frisur.

»Stellen Sie sich vor, Sie müssten nie wieder einkaufen, bügeln, kochen, Knöpfe annähen, Rasen mähen, Altpapier wegbringen, den Wagen in die Werkstatt bringen, Kuchen für einen Geburtstag backen, die Schwiegermutter zurückrufen, Fenster putzen, aufräumen, Unkraut zupfen – was würden Sie dann machen?«

Sie überlegt. Eigentlich könnte ich jetzt das Maßband rausholen und mal messen, wie lang das Wohnzimmer eigentlich ist. Aber das würde wahrscheinlich doch sehr unhöflich wirken. Sie überlegt immer noch. Das könnte sie doch eigentlich auch zu Hause machen. Vielleicht

während sie sich um ihre Kinder und die Küche kümmert. Ach nee, die Kinder hatten Mama ja weggeschickt, damit die mal mit irgendjemandem redet. Das Irgendjemand hat die gute Mutti sehr wörtlich genommen.

Wie kommt man wohl auf die Idee, in ein fremdes Haus zu gehen, zu einer völlig fremden Frau und die Karten auf den Tisch zu legen? Quasi. Ist das ein ganz neuer Trend, den ich nicht mitbekommen habe? So wie sich Jugendliche per Internet zu völlig sinnlosen Aktionen verabreden. So was wie den McDonald's am Potsdamer Platz leer zu futtern? Ist das hier so etwas wie Problem-Blind-Dating? »Tippe mit dem Finger auf irgendeine Adresse im Telefonbuch, fahr hin und drehe deine Seele auf links«?

»Ich würde spazieren gehen. Oder neue Blumen pflanzen.«

Für diese Antwort hat sie jetzt ungefähr zehn Minuten gebraucht. Wie tief waren diese Wünsche wohl vergraben? Und mit wie viel Unkraut zugewuchert?

Vielleicht sollte ich die Frau gegen meinen Gummibaum eintauschen. Also: sie ins Auto, den Baum in die Wohnung. Und dann sollte ich meinen unangemeldeten Besuch zu einem Arzt bringen. Vielleicht gibt es ja Medikamente gegen unkontrollierten Redebedarf. Mir fällt ein, dass es Mittwoch ist. Mittwochnachmittag. Ende Juli. Das heißt, fast alle Praxen sind dicht, und die Hälfte der restlichen Doktores weilt im Urlaub. Mist.

»Dann fahren Sie jetzt nach Hause, spazieren zum nächsten Blumenladen, kaufen ein paar nette Pflanzen und buddeln die im Garten ein«, schlage ich mit sanfter Stimme vor. »Suchen Sie genau die Blumen aus, die Sie mögen. Keine praktischen Blumen wie Bodendecker oder so einen Quatsch. Etwas, das gute Laune macht«, ermuntere ich sie weiter und versuche einen abschließenden Tonfall anzuschlagen.

Sie nickt. Und wirkt dabei ganz ernsthaft glücklich. Ich gucke auf meine Uhr, was sie richtig interpretiert und sofort aufsteht. Ganz fest drückt sie meine Hand. »Danke. Bis zum nächsten Mal dann.«

Welches nächste Mal?

Hilfe.

Will sie wiederkommen, wenn sie die Pflanzen zum Blühen gebracht hat? Und was soll ich ihr dann raten? Einen Besuch beim Friseur am

besten. Könnte ich sie wohl bitten, kurz meinen Wäscheberg wegzubügeln beim Reden? Das wäre doch ein guter Deal. Oft redet es sich ja besser, wenn man was zu tun hat. Deswegen soll man doch beim ersten Date auch essen gehen, oder?

Ich habe nur kurz Zeit, um mich von diesem merkwürdigen Besuch zu erholen. Und gar keine, um endlich das Maßband zu zücken. Meine Handtasche vibriert. Als ich sie öffne, ertönt die Internationale. Ich muss unbedingt mal den Klingelton ändern. Das kommt nicht überall gut an.

»Mama, wo bist du?«, höre ich meine Tochter.

Früher haben sich die Leute am Telefon mit ihrem Namen gemeldet. Jetzt heißen alle »Wobistu«.

»In der neuen Wohnung.«

Annalena jauchzt fast.

»Jetzt kannst du es gar nicht abwarten, was? Ich habe dir gleich gesagt, dass es die richtige Entscheidung ist. Du musst einfach raus aus dem Haus. Das ist nur Ballast für dich, nur steingewordene Erinnerung. Glaub mir, es wird dir in der neuen Wohnung gefallen.«

Sie tut wieder so, als sei ich vierundachtzig Jahre alt und hätte mich jahrelang geweigert, in ein Heim für betreutes Wohnen zu ziehen. Als hätte ich mich mit altersbefleckten Händen an meinen abgeschabten Sessel geklammert und mich mit meinen rheumatischen Knochen gesträubt, mein vergilbtes und verstaubtes Wohnzimmer zu verlassen.

Ja, verdammt, es ist mir schewergefallen, unser Haus zu verkaufen, auch wenn ich erst zweiundfünfzig Jahre alt bin. Drei Abende habe ich in meinem Lieblingssessel (den es natürlich wirklich gibt) gehockt und geheult. Ich hatte mir sogar extra so eine praktische Taschentuchbox gekauft. Wenn Frauen in Filmen da Blatt für Blatt rausziehen, sieht das auf eine tröstende Weise theatralisch aus. Die Wirklichkeit ist anders. Verheulte Augen, eine verrotzte Nase, ein stetiges Schniefen sind nicht theatralisch. Nur traurig. Ich hatte das Gefühl, dass es doch erst ein paar Jahre her ist, dass Rolf und ich das Haus gebaut haben. Eine eigene Dehaha. Wir wollten alles richtig machen. Hochzeit. Haus. Kind. In der Reihenfolge. Hat so gerade geklappt. Die Farbe war noch nicht trocken, da lag ich in den Presswehen. Zwei Tage vor Annalenas Geburt habe ich noch lila Blumen auf ihre Tapeten gepinselt. Ich glaube manchmal, die Dämpfe, die ich dabei eingeatmet habe, haben ihr nicht gutgetan. Was waren wir damals stolz. Auf den Vorgarten, den Sandkasten, die

Gästetoilette, die elegante Holztreppe, die modernen Fliesen. Es war genauso wie im Katalog. Dass das Baby die ersten drei Monate dauerschreien würde, hatte nirgends gestanden, aber Rolf und ich haben es stoisch ertragen.

In zwei Monaten werden die Dickmanns in unser Haus einziehen. Wahrscheinlich hätte ich auch schon früher einen Käufer gefunden. Die ersten Interessenten hatte ich nur widerwillig durch die Räume geführt. Hatte auf die Sprünge in den Fliesen, die Risse in den Wänden gezeigt. Es sollte keiner sagen, dass ich nicht ehrlich wäre. Ernsthaft habe ich auf den zunehmenden Verkehr und die schlechte Parkplatzsituation hingewiesen. Ich habe von den vielen lärmenden Kindern in der Nachbarschaft erzählt, für die der Begriff »Mittagsruhe« ein Fremdwort sei. Die Dickmanns selber haben keine Kinder. »Keine eigenen, aber wir sind Lehrer und haben deswegen ganz, ganz viele kleine Mäuse«, hatte Frau Dickmann gesungen und mit festerer Stimme nachgeschoben, dass sie das Wort »Mittagsruhe« durchaus eindrucksvoll vermitteln könnte. Ich glaubte ihr sofort. Es war ein verzweifelter Kampf gewesen. Auf jeden Mangel, den ich ans Tageslicht zertrte, hatten sie eine Antwort. Sprünge in den Bodenfliesen? Kommen eh Teppiche drüber. Risse in der Wand? Bild davor. Keine Badewanne? Baden kostet eh zu viel Energie, und im Alter kommt man ja eh nicht mehr in eine tiefe Wanne. Am Schluss hatte ich sogar den Maulwurf erwähnt, der sich jedes Frühjahr durch unseren Garten gegraben hat. Mir wurde klar: Ich wollte nicht wirklich verkaufen. Ich wollte nur behaupten können, dass ich es ja versuche. Aber die Dickmanns wollten kaufen. Unbedingt. Und zwar mein Haus. »Ein Maulwurf? Wir werden mit pubertierenden Mädchen fertig, da schockt uns ein Maulwurf ganz bestimmt nicht«, hatte Herr Dickmann gelacht. Das Tier tat mir plötzlich leid.

Zwei Tage später saßen wir beim Notar.

Die Tür war noch nicht ins Schloss gefallen, als mir Annalena und ihr Freund vorschlugen, doch jetzt schön essen zu gehen. Ich wollte erst sagen, dass ich sonst auch nicht hässlich gehe.

»Du könntest uns doch jetzt eigentlich hübsch ausführen« waren genau die Worte meiner Tochter gewesen. Für mich klang das wie nach Leichenschmaus. Ich hatte nur knapp geantwortet, dass ich keine Zeit

hätte, weil ich jetzt shoppen gehen würde. Ich habe versucht dabei so zu gucken, als wollte ich den gesamten Kaufpreis des Hauses in Edelboutiquen und Juwelieren anlegen. Annalena hatte wirklich ein bisschen panisch ausgesehen. Ich hatte den beiden noch kurz zugewunken und war vorbei an Kaufhof und Karstadt in eine Boutique gegangen, wo ich mir ein nachtblaues Seidenkleid gekauft habe, das ich niemals anziehen werde, weil es mich immer an den Verkauf des Hauses erinnert und ich einfach nie irgendwo eingeladen bin, wo man ein nachtblaues Seidenkleid unauffällig tragen kann. Und ich ziehe mich lieber unauffällig an. Immerhin habe ich mir danach noch einen Jeansrock und einen rostroten Strickpulli gekauft. Die Teile waren so gesichtslos, dass sie in der Masse meiner Kleidung untergehen und keinerlei Erinnerung speichern können. Und doch wieder von Kaufhof. Da kann man sicher sein, dass einen keine Verkäuferin belästigt. Dabei habe ich nichts zu verbergen. Ich trage Größe achtunddreißig und habe keinerlei besonderen Defizite, die es zu verhüllen gibt. Und trotzdem. Ich kann mir meine Sachen alleine aussuchen. Das mache ich seit über dreißig Jahren. Ich kenne nur eine Frau, die es liebt, sich bei der Wahl der Kleidung beraten zu lassen. Die hat eine Figur hart an der Grenze zur Fettleibigkeit und geht bevorzugt zu Ulla Poppen, um da nach den »kleinen Größen« zu fragen. Kann ich irgendwie verstehen.

Mir fällt auf, dass Annalena still ist. Die letzten Minuten hatte sie irgendwas erzählt. Jetzt schweigt sie. Wahrscheinlich hatte sie was gefragt und wartet auf eine Antwort.

»Wie bitte? Ich habe dich gerade nicht verstanden. Ich habe hier wohl ein kleines Funkloch.«

»Ich habe dich gefragt, ob du heute Abend nicht zum Essen kommen möchtest. Seit Papa tot ist, ernährst du dich wirklich schlecht. Kochst du überhaupt für dich? Ich glaube nicht. Also: um halb acht bei uns.«

»Ich muss hier noch die Räume ausmessen. Das könnte knapp werden.«

»Du hast eine Wohnung, Mama. Kein Schloss mit zweiunddreißig Zimmern. Das wird also wohl kaum mehrere Stunden dauern. Außerdem wird es eh irgendwann dunkel, und soweit ich weiß, hast du

noch kein Licht da, oder?«

Argumentieren kann sie.

Das hat sie nicht von mir.

Kochen kann sie nicht. Das hat sie von mir. Der Unterschied ist allerdings: Ich weiß, dass ich nicht kochen kann, und lasse konsequent die Finger davon. Annalena hingegen glaubt immer noch, dass sie es kann. Kochen. Dabei kocht sie gar nicht wirklich, sie erhitzt. Sie kauft bergeweise Fertiggerichte und kombiniert die immer wieder neu. Wenn es hochkommt, schüttet sie noch einen Salat (natürlich schon gewaschen und gerüstet. Was immer das ist) in eine Schüssel und kippt Dressing aus der Flasche drüber.

Ihr Vater war Koch. Was schon fast tragikomisch ist. Rolf und ich waren zwei Mal bei Annalena und ihrem Freund zum Essen eingeladen. Beim zweiten Mal hatte Rolf behauptet, er würde gerade heilfasten und würde gerne nur ein Glas lauwarmes Wasser haben.

»Aber warum hast du das denn nicht gesagt, dann hätten wir das Essen doch verschoben«, hatte Annalena erstaunt gefragt.

Eben, hatte ich nur gedacht. Beim »Guten Appetit« hatte Rolf mich fast mitleidig angeguckt. Aber er wusste ja auch, wovon ich mich ernährt hatte, ehe ich ihn kennenlernte, und dass mein Magen so einiges aushält.

Nachdem Rolf das erste Mal für mich gekocht hat, hätte ich alles für ihn getan. Nackt seine Wohnung gestrichen, einen Koffer Kokain aus Thailand in die Türkei geschmuggelt, meine Lippen aufspritzen lassen. Es hatte ein dreigängiges Menü gegeben, wobei das Hauptgericht auch noch mal aus drei Elementen bestand, die wirklich alle zeitgleich gar waren. Für mich war das Zauberei. Ich hatte bis zu dem Zeitpunkt drei der vier Platten meines Herdes gar nicht benutzt. Für mich waren sie immer nur eine Art stiller Reserve gewesen.



Als ich pünktlich um halb acht bei meiner Tochter auflaufe, ist der Herd wie erwartet leer. Dafür ist es im Backofen eng. Auf dem obersten Rost stehen zwei Aluschalen. Ich vermute irgendwas »à la bordelaise«. Auf dem Blech darunter bräunen Kartoffelwedges, und ganz unten platzen gerade Tomaten auf. Na, wenn das kein Festmahl ist. Ich denke an die Frau heute Nachmittag. Die wäre wahrscheinlich froh, wenn ihre Kinder mal für sie den Backofen anschmissen. Es geht mir sofort ein bisschen besser. Ich weiß, dass das kein feiner Zug ist, aber das Gespräch mit dieser Frau hat mich irgendwie zufriedener gemacht. Ich finde es so beruhigend zu merken, dass es anderen auch schlecht geht. Eigentlich gemein.

Torsten trägt heute Abend ein Halstuch. Annalenas Freund war noch nie so ganz mein Fall, aber dieses pastellgelbe Tuch ist richtig albern. Fein säuberlich hat er es in sein Oberhemd gesteckt. Ich bin versucht ihn zu fragen, ob er Halsschmerzen hat. Wir hatten schon keinen guten Start, und das hält bis heute an. Er hatte sich seinerzeit mit »Torsten ohne Haar« vorgestellt. Ich mochte ihn. Ich finde es gut, wenn Leute über sich selber lachen können. Den ganzen Abend hatte ich ihn mit »Torsten ohne Haare« angesprochen. Bis Annalena mich irgendwann zur Seite genommen hatte. Ihr neuer Freund hieße Torsten ohne »h«. Also nicht Thorsten. Und ich solle jetzt bitte aufhören, blöde Bemerkungen über seine beginnende Glatze zu machen. Torsten würde sich ja schließlich auch nicht abfällig über äußere Aspekte meiner Erscheinung äußern. Aus Selbstschutz hatte ich damals nicht gefragt, was sich denn wohl so anböte, ihrer Meinung nach.

Jetzt guckt Torsten, der mir auch geöffnet hat, auf die Uhr. Ich denke erst, er will überprüfen, ob ich auch pünktlich bin.

»In drei Minuten können wir essen«, droht er.

»Hallo Ma«, ertönt es in diesem Moment hinter mir. Ich drehe mich um, und Mireille Mathieu steht vor mir.

»Was ist mit deinen Haaren passiert?«, frage ich meine Tochter

erschrocken.

Sie schüttelt die Prinz-Eisenherz-Pracht, und jedes einzelne Haar fällt wieder an seinen vorgesehenen Platz.

»Schön, ne? Ich war die Fransen einfach leid. Es sah vorher immer so ungepflegt aus.«

»Ja?«

Ich sage ihr jetzt nicht, dass sie mit vierzehn ungepflegt ausgesehen hat. Mit strohigen Haaren, die splissig waren vom vielen Färben. Mit schwarzem abblätterndem Nagellack. Mit schwarzem Eyeliner in Edding-Stärke.

»Torsten findet es auch gut«, unterstreicht Annalena.

Wieso auch?

Die Backofenuhr beendet dieses peinliche Gespräch zum Glück, sonst hätte ich noch so etwas gesagt wie: »Sieht echt flott aus.«

Zehn Minuten später wünsche ich mir sehnlichst ein Gespräch über Frisuren, von mir aus auch über Haarentfernungen oder anderen Schnickschnack. Ich hatte den Fehler gemacht, Torsten zu fragen, wie es denn im Studium läuft. Er kontert mit einem ausschweifenden Monolog über die Bedeutung von Wirtschaftswissen im Allgemeinen und über seine eigene Bedeutung im Besonderen. Dann erläutert er mir kurzerhand das Entstehen der Weltwirtschaftskrise, die – so scheint es – alleine von ihm hätte abgewandt werden können. Es ist ja nicht seine Schuld, dass ich mich für so entscheidende Dinge wie die Gründung von »Bad Banks« nicht interessiere. Ich schäme mich fast für mein naives Desinteresse. Auf der anderen Seite: Er schafft es, zehn Minuten zu dozieren, ohne seine Stimme ein einziges Mal zu erheben. Oder zu senken. Ich habe Angst, binnen weniger Minuten in eine Art Wachkoma zu verfallen. Ich mache, was ich bei langweiligen Essen immer mache: Ich rede mit meinem Teller. Nicht laut natürlich. Ich frage den Fisch, wie er Schuppen bei Menschen findet. Ich verrate den Tomaten, dass es ein Leben nach den Kühlhäusern gibt. Ich stelle mir vor, wie das Filet zu den köchelnden Kirschtomaten säuselt, dass sie aber heiße Früchtchen seien. So ein Quatsch. Nur um nicht einzuschlafen. Keine Frage: Der Freund meiner Tochter wäre der perfekte Politiker. Vielleicht sollte ich mich vor meiner nächsten

Zahnarztbehandlung von Torsten einfach in eine Art Trance reden lassen. Obwohl: So schlimm sind diese Spritzen beim Zahnarzt ja auch gar nicht mehr.

»Schmeckt es dir?«, fällt Annalena Torsten einfach ins Wort. Sie wartet noch nicht mal eine Atempause ab.

So macht man das also.

Ich habe meinen Fisch mit den Tomaten bedeckt und versuche so, alle Bestandteile des Menüs in eine annehmbare Temperatur zu versetzen. Die Tomaten hatten ungefähr fünfhundert Grad Celsius, der Fisch war nicht nur mau, sondern auch lau.

»Ja, danke.«

Wann ist man eigentlich feige und wann höflich?

Ich bereue einmal mehr, zugelassen zu haben, dass Annalena sich von Tom getrennt hat. Tom war unglaublich unterhaltsam. Gut, vielleicht eine Spur unkonventionell. Und er hatte auch durchaus eine etwas andere Einstellung als ich zu der Frage, wie sauber eine Jeans sein muss, damit man sie noch anziehen kann. Und er war auch etwas laut. Ich denke, das hing mit seinem Beruf zusammen. Er arbeitete als Sozialarbeiter in einer Wohngruppe für schwer erziehbare Jugendliche. Rolf und ich haben mehrfach darüber nachgedacht, ob das wohl der Grund war, warum Tom sich in Annalena verliebte. Tom hatte leider auch eine sehr entspannte Einstellung zum Thema Zeit. Meistens kam er zu spät zu Verabredungen mit Annalena. Das führte vor allem in der Endphase der Beziehung dazu, dass Rolf und ich einige witzige Abende mit Tom verlebten. Ohne Annalena. Denn die hatte oft schon wutentbrannt über ihren unzuverlässigen Lover das Haus verlassen, um sich bei einer Freundin auszuheulen. Aber nur weil Annalena nicht da war, ging Tom nicht gleich wieder. Er setzte sich zu uns, freute sich wie ein Kind, wenn Rolf ihm noch eine warme Mahlzeit servierte, und wir quatschten. In den Gesprächen mit ihm kam ich mir immer ziemlich jung vor. Als Tom irgendwann spontan zu einem Urlaub nach Portugal aufgebrochen war und Annalena erst informierte, als er schon am Strand lag, zog sie den Schlusstrich. Irgendwie konnte ich sie ja auch verstehen, aber trotzdem hätte sie sich ja nicht gleich das komplette Gegenteil anlachen müssen. Torsten würde niemals zu spät zu

irgendetwas kommen. Irgendwann habe ich erlebt, wie er zu Annalena sagte: »Fünf Minuten vor der Zeit, das ist die wahre Pünktlichkeit.« Das hatte mich wütend gemacht; erstens, weil jetzt so ein hergelaufener Wirtschaftsjunkie versuchte, unsere gescheiterte Erziehung zu retten. Zweitens fand ich den Spruch so altbacken wie Torstens Kleidungsstil, und drittens ist er einfach Quatsch. »Zu früh zu kommen ist auch unpünktlich«, hatte ich mich eingemischt. Torsten hatte damals sein »frivoles« Lächeln aufgesetzt, bei dem man seine zu große Backenzahnkrone sieht, und geäußert: »Ich komme nie zu früh.«  
Bäh!

Mittlerweile habe ich Fisch und Co im Magen, und wir plaudern noch ein bisschen über die neue Wohnung, über das deutsche Bildungssystem, über die Gefahr von Zeckenbissen und die neuen Tchibo-Angebote. Glaube ich zumindest. Meine Gedanken schweifen immer wieder ab. Zum Beispiel zu dieser fremden Frau. Wahrscheinlich isst sie auch gerade zu Abend. Göttergatte Peter hat gerade noch »Hemden bügeln!!!!« auf die Tafel geschrieben und kaut missmutig vor sich hin. Der Sohn stopft beidhändig Wurstbrote in sich rein und teilt Mama mit, dass seine Sportsachen dreckig sind, er sie aber sauber für ein Spiel bräuchte. Die Tochter schiebt sich eine geachtelte Tomate in den Mund und schreibt unaufhörlich SMS. Irgendwann stehen alle auf – außer Mutti. Die macht die Küche, bügelt, wäscht und leidet. Was habe ich dieser Frau geraten? Sie solle ein paar Blumen pflanzen? Da hätte ich ja gleich sagen können: Fangen Sie doch einfach schon mal an, sich hübsche Friedhofsarrangements auszusuchen. Ich hätte sagen sollen: »Verlassen Sie auf der Stelle das Chauvi-Schwein. Und Ihre Kinder sollen in ihrem eigenen Chaos versumpfen. Wenn sie nicht durchkommen, haben sie es nicht anders verdient. Leben Sie das Leben wild und gefährlich.« Vielleicht hat Mutti aber auch übertrieben, wahrscheinlich ist das eine ganz normale Familie. Ich hätte ihr mitteilen können, dass sie doch verdammt froh sein soll, dass ihr Mann erstens noch lebt und zweitens sogar jeden Abend nach Hause kommt. »Und Ihre Kinder nehmen keine Drogen? Gehen regelmäßig zur Schule? Worüber genau beklagen Sie sich noch mal?«

»Noch ein Gläschen Wein?«, stört Torsten meine Gedanken. Er gießt mir einfach etwas ein, ohne meine Antwort abzuwarten. Er hat vor einigen Monaten ein dreistündiges Weinseminar besucht und spielt sich seitdem auf, als sei er Hobbywinzer. Kann ja sein, dass seine Tropfen teuer sind. Sie schmecken trotzdem scheußlich. Halbtrocken! Mehr muss man wohl nicht sagen. Torsten ist seinem eigenen Gespräch von Frankreich als Anbaugebiet über die deutsch-französische Idee Europas zu der Frage gefolgt, ob Deutschland wirklich von einer Frau aus dem Osten (was davon für ihn als westdeutscher Mann schlimmer ist, habe ich noch nicht herausgefunden) regiert werden dürfe. Ich verweigere ihm die weitere Folgschaft, unterdrücke ein Gähnen, bis ich Tränen in den Augen habe, und schaffe es, mich vor halb zehn zu verabschieden.

Als ich später am Abend auf der Terrasse sitze und versuche, den Abend mit einem Glas Wein – aus dem Supermarkt und trotzdem lecker – in den Abgrund meines Verdauungstraktes zu spülen, kommt die Wut wieder. Er sollte jetzt hier sein und mit mir über diesen Abend ablästern. Ich möchte jetzt mit Rolf über Gerichte à la bordelaise lachen und mit kleinen feinen Käsehappen das Aroma von Geschmacksverstärkern von der Zunge vertreiben. Wir würden überlegen, ob wir die seriöse Annalena besser finden als die flippige, die mit uns permanent über fleischlose Ernährung, die Vorzüge des Kommunismus und längere Ausgehzeiten diskutieren wollte. Aber er hat sich verpisst. Ist einfach so gestorben. Genau so, wie er es wollte. Natürlich wollte er das noch nicht jetzt, aber irgendwann hatte er mal gelacht. »Einfach aufwachen und merken, dass man gestorben ist, das wäre es.«

Ich bin in der Nacht damals wach geworden und habe sofort gemerkt, dass etwas anders war. Habe gespürt, dass die Luft stillstand. Ich weiß nicht, wie lange ich die Wand angesehen habe, ehe ich mich endlich umdrehte. Die ganze Zeit hatte ich gehofft, ein Atmen von ihm zu hören oder seine Füße zu spüren, die nach meinen tasten. Als ich dann endlich den Mut gefunden hatte, mich auf die andere Seite zu rollen, war ich nicht erschrocken. Ich hatte einfach die Gewissheit. Ich bin noch ein paar Minuten liegen geblieben, habe das geliebte Gesicht angesehen. Wie versteinert. Ich. Rolf sah eigentlich aus wie immer morgens. Wie ein verknitterter kleiner Junge. Nur die Brust hob sich nicht mehr. Ein paar Wochen später erst habe ich mich getraut, habe unseren Arzt gefragt, ob es was gebracht hätte, wenn ich versucht hätte, ihn wiederzubeleben. Er hat verneint. Rolf ist mitten in der Nacht gestorben. Eine Hirnblutung hat ihm mit dreiundfünfzig Jahren sein Leben gestohlen. Ich bin immer noch traurig. Aber immer öfter bin ich auch zornig. Er hat mich einfach zurückgelassen mit dem Haus, Aktenordnern voll Versicherungskrams und zwei Händen voll ungelebter Träume. Ein paar Jahre hatte er noch als Koch arbeiten wollen, als Show-Koch und als Lehrer in der Hotelfachschule. Danach wollten wir nach Italien. Ein klitzekleines Ristorante aufmachen. Nur vier

oder fünf Tische. Wir wollten Weinseminare anbieten, Themenwochen, einfach ganz außergewöhnliche kulinarische Erlebnisse. Ein Fünf-Gang-Menü am Strand, dinieren im völlig dunklen Raum. Ich hätte gerne Ausstellungen dazu gehabt. Kleine Skulpturen aus Stein, Schmuck, Kreidebilder. Ich konnte es schon genau vor mir sehen. Ein altes Haus in einer kleinen Hafenstadt. Die Eingeborenen (darf man das so sagen?) hätten uns natürlich am Anfang ganz kritisch beäugt. Aber dann hätte Rolf einen riesigen Tisch voll mit seinen köstlichen Antipasti vor der Tür aufgebaut, und nach und nach wären die Menschen gekommen. Erst die jungen, dann auch die alten. Viele Flaschen guten, schweren italienischen Rotweins später hätten wir dazugehört. Manchmal konnte ich sogar schon das Meer riechen.

Und jetzt sitze ich hier in einem zu großen Haus mit meinen großen leeren Lebenshoffnungen. Meine Seele fühlt sich an, als sei ein Sandsturm darüber gefegt. Alles ist wund. Verletzlich. Das ist so gemein. So fürchterlich gemein. Als ich genug Tränen vergossen und genug Wein getrunken habe, gehe ich in Annalenas Zimmer. Seit Rolfs Tod schlafe ich dort. Ich nehme lieber die Rückenschmerzen in Kauf, als jeden Morgen mit Blick auf das leere Kopfkissen aufzuwachen – mit einem Gefühl, dass jemand mein Herz auswringt wie einen Aufnehmer.

So schwer es mir gefallen war, unser Haus zu verkaufen, so schnell ging es, eine neue Wohnung zu finden. Es war mir einfach zu unwichtig. Gut, die neue Bleibe sollte nicht direkt an der Autobahnauffahrt sein und auch nicht in der Nähe des Bahnhofs, wo unsere armselige Drogenszene – bestehend aus drei bis vier friedlichen Alkoholikern – nächtigte. Aber ansonsten hatte ich keine Ansprüche. Nach drei Besichtigungen hatte ich mich für eine hübsche Erdgeschosswohnung entschieden, und Torstens Bemerkung, dass Erdgeschosswohnungen ja auch im Alter sehr gut seien, überhört. Das Haus war so neu, dass die Armaturen und Türen noch gut aussahen, und schon so alt, dass die Bepflanzung rundherum schon gediehen war. Auch der Abschied aus meiner alten Straße würde kein Problem sein. Zu viele von denen, die damals mit uns gebaut hatten, waren schon weg. Zwei Ehemänner waren – wie Rolf – für immer gegangen. Zwei andere nur zu anderen

Frauen. Michael und Ulrike von gegenüber hatten fünf Jahre lang versucht, Nachwuchs zu zeugen, um das Kinderzimmer zu bevölkern. Genervt hatten sie irgendwann aufgegeben und sich eine schicke Stadtwohnung mit riesiger Dachterrasse gekauft. Drei Monate später war Ulrike schwanger gewesen.